

## Tokio.

Ein statlicher Band ließe sich darüber schreiben, wollte man den Gegenstand erschöpfend behandeln. Tokio, die Hauptstadt, die Kaiserstadt, das Paris, das Mexiko, das Babel Japans; Tokio, mit seinen 2 200 000 Einwohnern der volkreichste Ort nicht nur Asiens, sondern des weitaus größten Teiles der Erdoberfläche, den die Strahlen der aufgehenden Sonne in 18 aufeinanderfolgenden Stunden bestreichen; Tokio, der nie versiegende Quell neuer Eindrücke und Anregungen, das ergiebigste Feld für das Studium des ostasiatischen Volkslebens: Tokio — ob es wohl noch einer weiteren Begründung bedarf, oder gar einer Entschuldigung, wenn ich es versuche, im folgenden ein flüchtiges Bild der Stadt zu entwerfen, das geeignet wäre, sie dem Verständnis und Interesse derer in der fernen Heimat näher zu rücken? \*

Geschichte und Lage der Stadt ist durch die Bezeichnung Tōkiō [sprich Tohköh], „östliche Residenz“, angedeutet. Auf diesen Namen wurde das alte Tedo (Eddo) umgetauft, als im Jahre 1869 der letztvorstorbene Mikado seinen Hof von Kioto [Köjöto], der westlichen Residenzstadt — in der alten Missionsgeschichte unter der allgemeinen Benennung: Miyako, d. i. Hauptstadt, aufgeführt —, hierher verlegte. Sehr alt war Tedo nicht. Erst im 15. Jahrhundert wird das kleine Fischerdorf an der heutigen Bucht von Tokio erwähnt, in dessen Nähe ein Ritter namens Ota Dokwan sich ein durch Wall und Graben und Bambuspaliaden befestigtes Schloß erbaute. Im Jahre 1598 wählte Ijejasu, der spätere allgewaltige Major-domus aus der Familie der Tokugawa, auf Anraten seines Kriegsherrn, des „Taifosama“, den unbedeutenden, aber günstig gelegenen Ort als Residenz, erneuerte und erweiterte die schon von Dokwan angelegten Befestigungen auf dem 20—30 m hohen, flachen Hügel, in der Mitte des heutigen Stadtbezirkes Kojimachi. Seine Nachfolger vollendeten das Werk und schufen so eine Zwingburg, von doppelten und dreifachen Wällen und Gräben geschützt, durch Dutzende von Toren behütet, die nach damaligen Begriffen schlechterdings uneinnehmbar war. Nach einer oberflächlichen Schätzung muß die Gesamtlänge der annähernd konzentrischen oder teilweise verschlungenen Befestigungsgräben über 20 km betragen haben, der von der äußersten Ummauerung eingeschlossene Raum etwa 12 qkm. Hand in Hand mit der physischen ging die politische Stärkung der Schogunalgewalt der Tokugawa. Mehr und mehr konzentrierte sich das öffentliche Leben, alle Macht und

<sup>1</sup> Der Aufsatz wurde am 27. Juli, wenige Tage vor Ausbruch des großen Krieges, von Tokio abgeschickt. (Anm. d. Red.)

aller Reichtum des Landes in und um die Hofburg von Jedo. Entscheidend war der Befehl des unerbittlichen Schoguns Ietsuna (1651—1680), der es allen Lehensträgern des Landes zur Pflicht gemacht, für ein halbes Jahr mit zahlreichem Gefolge bei Hofe zu erscheinen und während des andern halben ihre Familie unter der Aufsicht des Schogun in der Hauptstadt zu belassen. Jedo war Japan, das Land stand leer, und in der alten Kaiserstadt Kioto schwachete der angestammte Herrscher in hermetischer Abgeschlossenheit und entwürdigender Bevormundung.

Vieles ist seit 1868 anders geworden. Der Name eines Schogun wird nicht mehr genannt, und der von Jedo lebt nur noch in einigen Zusammensetzungen fort. Aber der alte Nimbus der Stadt ist nicht erblösst, die Anziehungskraft, die von Jedo ausging, lebt im heutigen Tokio fort. Die Anlage der alten Stadt ist allerdings durch Brände, durch Straßenerweiterung und -verlegung, durch Ausfüllen eines Teiles der Befestigungsgräben, durch neuenstandene Stadtgebiete einigermaßen verwischt; aber ihre Grundzüge sind dieselben geblieben, und die malerischen Ringmauern und Wallgräben in und um Kojimachi bilden noch heute die Zierde und das Wahrzeichen von Tokio.

\* \* \*

Die Stadt liegt an der nordwestlichen Krümmung der gleichnamigen seichten Bucht, dort, wo der schleichende Sumida seine stark getrübten Wasser zögernd entlässt, um sie bei der nächsten Flut vom Stillen Ozean her mit Zinseszinsen zurückzuerhalten. Der Stadtplan fügt sich bequem in ein Rechteck, dessen süd-nordliche Seite auf  $12\frac{1}{2}$ , die westöstliche auf 10 km anzufügen ist. Nur die Südostecke ist durch die Bucht in weitem Bogen ausgeschnitten. Das übrige weist eine deutlich konzentrische Anordnung auf, die noch dem alten Jedo entstammt. In der Mitte erscheint auf allen Karten eine auffallend leere Stelle. Die Ehrfurcht vor der Majestät verbietet, die Einzelheiten der kaiserlichen Schloßgebäude einzutragen. Die Verwaltung hat Tokio in 15 Bezirke (ku) eingeteilt, die sich aus früheren Bevölkerungszentren langsam entwickelt haben und wie manche ähnliche historische Gebäude verwinkelte Umrisse und ganz verschiedene Größenverhältnisse aufweisen. Um Kojimachi-ku, die umwallte Schogunstadt von ungefähr 7 qkm Flächeninhalt, gruppieren sich die übrigen 14 ku, westlich in einfacher, östlich in doppelter Anordnung. Dann folgt ein unregelmäßiger Kranz von Vorstädten, Vor dörfern und tentakelartig in die weiten Reisfelder verlaufenden Landstraßen mit zahlreichen Häusern rechts und links. Der Bodenbeschaffenheit nach zerfällt die Stadt in zwei fast gleichgroße Teile: das flache, vom Sumida durchflossene Tiefland im Osten und das mit 20—30 m hohen, plateauartigen Hügeln bedeckte westliche Gebiet. Jeder Verwaltungsbezirk zerfällt wieder in Distrikte (cho) historischen Ursprungs, und diese zerfallen meist wieder in Unterdistrikte.

\* \* \*

Das flache Dach unseres großen neuen Schulgebäudes ist zum geographischen Anschauungsunterricht wie geschaffen. Die Aussicht hier oben ist unbeschreiblich

schön an einem kristallklaren Frühlingsmorgen, und dankbar sind wir den japanischen Häuschen da unten, daß sie uns den Ausblick in die Ferne nicht verkümmern. Noch weht eine frische Brise von Sibirien her, aber drunter ist's schon lange Frühling. Überall grünes Laubwerk, dazwischen hinein, hier vereinzelt, dort zu dichtgedrängten Dorfschaften vereint, unter stahlgrauen, zierlich gerippten Ziegeldächern die Heimstätten vieler tausend geschäftiger Menschen. Von überallher, aus dem Buschwerk, aus dem prosaischen Dachgewirr grüßen uns hochzeitliche Blütensträuße, das makellose Rosaweiß weithin leuchtender Kirschbäume. Auf und ab schwint das Gelände mit seinem Festschmuck. Wir stehen hier am westlichen Ende von Kojimachi, also mitten in dem Hügelland, über das hin Tokios vornehmes Residenzviertel sich ausdehnt. Unbehindert schweift das Auge bis zu den gekräuselten Silhouetten des äußersten Bildsaumes. Am westlichen Horizont thront unsere Schweiz, wenigstens jetzt noch, denn die verzackten Gipfel der Chichibuberge tragen noch schwer an dem silbernen Email auf düsterbraunem Grund. Doch es sind nur die Vasallen, sie entschwinden, sobald der Blick auf den König der Berge fällt. Eine helleuchtende Wolke schwebt gerade zu ihm hin, dem unvergleichlichen Gipfel des Fujisama. Der Leser kennt den Liebling der Japaner von den unzähligen Bildern her, die seinen Ruhm der Welt verkünden. Hier liegt er trotz der 100 km Entfernung in seiner ganzen Majestät vor uns. Silber ist zu hart, Schnee zu kalt, Ausdrücke für Form und Linien zu prosaisch, die makellose Schönheit des ätherischen Gebildes wiederzugeben, das wie ein Morgengebet zu den Himmelshöhen strebt. Ich lasse das Wort einem Japaner, dem Dichter Yamabe no Akahito, der schon vor zwölf Jahrhunderten, unsere Gefühle ahnend, schrieb:

Wenn aus weiter Ferne nach dem  
Himmelszelt empor ich blicke,  
Und den Fuji-Berg in Suruga  
Seit der Zeit, wo Erd' und Himmel  
Einst sich voneinander trennten,  
Hoch erhaben ragen sehe,  
Wird sogar der Glanz der Sonne,  
Die am Himmel leuchtend wandelt,  
Mir verdunkelt, und des Mondes

Lichtstrahl scheint sich zu verbergen,  
Selbst die weißen Wolken zagen,  
Über ihn hinwegzuschweben,  
Und der Schnee fällt unaufhörlich  
Auf ihn nieder. Diesen hohen  
Fuji-Gipfel wird man ewig  
Fort und fort zu preisen wissen.  
Von ihm singen, von ihm sagen  
Zu den spätesten Geschlechtern<sup>1</sup>.

Leider raubt ihm der nahende Sommer den königlichen Hermelin und verhüllt ihn dann mitleidsvoll vor profanen Blicken, oft für Wochen und Wochen. Haben wir dann wieder einmal das langersehnte Glück, so überrascht die schroffe Wandlung von leuchtendem Weiß zu trübem Erdgrau. Aber ein Herrscher ist er geblieben, voll stolzer, schwungvoller Kraft.

Und nun zurück in unsere allernächste Nähe. Kann man sich eine romantischere Nachbarschaft wünschen als den mittelalterlichen Burgwall, von dem nur ein schmaler Weg uns trennt? In weitem Bogen zieht sie vorbei, die Prozession der dickstämmigen, knorriigen hundertjährigen Föhren, die in aufgelöster Doppelreihe dem grastbewachsenen Hügel folgen. Einer der Riesen

<sup>1</sup> Übersetzung von Dr Karl Florenz, Geschichte der japanischen Literatur 98.

neigt sich vornüber und streckt uns seine grünen Täzen zum Gruß entgegen. Zwischen den Ästen hindurch leuchtet der glitzernde Spiegel des äußeren Stadtgrabens von Koijimachi. Und das ist nur der Vordergrund, der Rahmen zu dem Bilde in der freundlichen Lichtung, die über den dunklen Nadelkronen beginnt. Hier so fremd und doch so bekannt: die weiße Fassade eines herrschaftlichen Schlosses. Treppen, Aufsicht, ein weiter vornehmer Schloßhof mit Terrassen, zierlichen Balustraden, mächtigen Vasen. Vor dem hohen Eisengitter Parkanlagen, von breiten, geradlinigen Pieswegen durchschnitten, alles in reiner Renaissance, Versailles im kleinen Maßstab. Ein Prunkstück unter den europäischen Gebäuden Tokios ist der kaiserliche Akasakapalast, auch Palast des Kronprinzen genannt. Dahinter im Schloßpark, unter dichten Baumkronen versteckt, liegt der einstöckige japanische, der Aoijamapalast. Das ist der Palast, wo jedes Jahr im November das weltbekannte Blumenfest des Hofes abgehalten wird. Mit den Sternen auf der Brust, mit Gefühlen der Dankbarkeit im Busen für die hohe Ehre der Zulassung, erscheint dann die Elite der Hauptstadt in der Blumenhalle von Aoijama mit der Farbenwunderwelt der kaiserlichen Chrysanthemen. Links von dem eben erwähnten Schloßpark schließt sich noch mehr von dem schönen grünen Wald an, und größere villenartige Gebäude schauen da und dort aus dem dichten Laubwerk. Hier liegen die Schlösser dreier Prinzen von kaiserlichem Geblüt, andere herrschaftliche Residenzen und hübsche Regierungsbauten. Ganz nahe die österreichische Botschaft, dreifach geslaggt: in der Mitte der Doppeladler auf gelbem Grund. Weiter weg flattert's über den Wipfeln so anheimelnd und traut: Schwarz-weiß-rot. In dieser Gegend von Koijimachi standen zur Tokugawazeit die Kaschili der Daimio, der Feudalherren des Landes — Könige nennt sie die alte Missionschronik. Heute sind die einstmaligen Fürstenwohnungen, die alle aus Holz aufgeführt waren, verschwunden, und von der ganzen Herrlichkeit ist nichts geblieben als ein gewisser vornehmer Ton, der im Gebiet der neuen breiten Straßen herrscht. Prozige Automobile, frischlackierte Kutschen und Risschas, mit zwei Mann davor, denen man hier vorzugsweise begegnet, lassen vermuten, daß hinter den gut gepflegten Hecken und den langen Umfassungsmauern hohe Herrschaften wohnen. Nach Osten erscheint über den letzten Dächern und Baumspitzen die friedliche Bai von Tokio mit den weißschimmernden Segeln der Fischerboote. Nach Nordosten und Norden ein ganz anderes Bild, das echte Tokio: ein unabsehbares Gedränge von dicht aneinander und ineinander geschobenen, kräftig hervortretenden Dachfirsten und gerippten Dachflächen, das eintönige Stahlgrau angenehm gemildert durch reichen Einschlag von Grün. Unschön wirken nur die allüberall aufdringlich hervorschauenden Telegraphen und Telephonstangen — die Häuschen sind ja nur ein paar Meter hoch — und das weitmaschige Riesenetz der Leitungsdrähte. Von der Rauchplage sind wir, Gott sei Dank, verschont. In den Häusern brennt man Holzkohle. Die einzigen Schornsteine in der nächsten Nachbarschaft — für Telegraphenstangen möchte man sie halten — sind die hohen, dünnen Kaminröhren der öffentlichen Bäder. Das bläulichweiße Rauchsähnchen verkündet, daß das „verehrte warme Wasser“ zum Bad bereit steht. Da unten kommen gerade zwei, die soeben die tägliche Wohltat genossen, barhaupt, barfuß, mit Handtuch und

Seisenbüchse, den hellen Wechselskimono lose umgeworfen. Gerade gegenüber eine andere Gruppe: die zwei, die da vor dem Hause auf und ab promenierend mit der Fußlangen Bahnbüste einer ziemenden Tätigkeit obliegen.

Nur ein Tempeldach ist in der Nähe sichtbar. Die größeren Tempel liegen zu weit weg und sind überhaupt so in den dichten Baumkronen des Tempelparkes versteckt, daß sie für das Panorama nicht in Betracht kommen. Und die Kirchen der Zweimillionenstadt? Hier und dort lugt so etwas wie ein Turm schüchtern hervor, ob's aber wirklich Kirchen sind? Entschieden das schönste christliche Gotteshaus hier selbst haben sich die Russen gebaut. Zwar reicht die vorteilhaft auf einem Hügel gelegene weiße Kathedrale mit dem zierlichen Turm und der grünen Kuppel nicht entfernt an die imposanten Dome Europas. Aber sie bringt sich in Tokio doch zur Geltung. Die Kirche ist von hier am nordöstlichen Horizont deutlich sichtbar. Ihr Erbauer, der langjährige Vorsteher der russisch-schismatischen Kirche, der kürzlich verstorbenen Erzbischof Nikolai, erfreute sich in Tokio wie kein anderer Missionär allgemeiner Beliebtheit und Achtung und war vielleicht der populärste Ausländer in der Stadt. Das Volk nennt die russische Kirche schlechthin Nikolai-đō, Nikolaikirche (die Japaner sprechen 1 wie r aus). Die russische Kirche zählt gegenwärtig 33 377 Anhänger in ganz Japan; das ist ungefähr die Hälfte der Mitgliederzahl der katholischen Kirche.

Wo sind denn aber die katholischen Gotteshäuser mit ihrem Wahrzeichen, dem kreuztragenden Turm? Geduld! Der bescheidene Dachreiter, der das nächste Kirchlein in Azabu uns verraten könnte, hält sich irgendwo hinter einem Baume verborgen. Außerdem gibt es noch fünf andere Kirchen, darunter die „Kathedrale“. Aber sie sind so weit entfernt, daß man schon ein Fernrohr brauchte und eine feine Unterscheidungsgabe für Dächer, wollte man sie in dem Häusergewirr ausfindig machen. Da muß noch viel Wasser den Sumida herunterspießen, bis aus den 4000 Katholiken eine Million geworden und die Vision zur Wirklichkeit wird, die uns in die weite Leere über den Dächern himmelanstrebende gotische Türme, mit dem Triumphzeichen des Kreuzes geschmückt, hineinragen läßt. Augenblicklich gehört das Revier noch unbestritten den Raben von Tokio. Ihr lautes, freches „Kah, Kah“, so krächzen nämlich unsere Rabenvögel, weckt die Sehnsucht nach harmonischem feierlichem Glockenklang, zumal am Sonntagmorgen, wenigstens am hochheiligen Osterfest. Das ist eine der größten Enthehrungen, die das Leben in der östlichen Hauptstadt dem christlichen Gemüte auferlegt: das Fehlen aller sinnfälligen Auszerrungen weihvoller Festesstimmung. Am heiligen Weihnachtsmorgen dasselbe geschäftige Alltagsleben wie an jedem beliebigen Werktag.

\* \* \*

Und nun zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt. Damit wir unsere Erwartungen nicht allzu hoch spannen, eine kurze Erklärung. Tokio ist nicht reich an Sehenswürdigkeiten in der landläufigen Bedeutung des Wortes. Was es bietet, liegt nicht so sehr auf architektonischem oder historischem Gebiet, sind nicht Dinge, welche uns hohen ästhetischen Genuss gewähren oder uns mit Bewunderung und Staunen erfüllen. Tokios Größe liegt anderswo. Die Haupt-

sehenswürdigkeit, besser der Hauptgenuss, der uns die weite Reise nach Japans Metropole reichlich lohnt, das ist nicht das tote Tokio, nicht was die Menschen gebaut, sondern die Menschen von Tokio, das pulsierende Leben der Hauptstadt, wie es sich zumal auf der Straße reich und bunt entfaltet. Wo immer man Tokio packt, da ist es interessant. Schlagen wir einmal die allgemeine Richtung zum Schloßbezirk ein, dann weiter östlich oder nördlich, wie es uns paßt, wo der reichste Ertrag winkt. Und wenn wir müde sind, benützen wir die Straßenbahn, die heute nach allen Richtungen hin Tokio durchquert. Das Nacheinander wollen wir nicht zu eng nehmen; soll ja der Bericht nicht dazu dienen, den Weg so in seinen Einzelheiten zu beschreiben, daß der Leser ihn gegebenenfalls wiederfinden und verfolgen könnte, sondern einzig dazu, die Haupterscheinungen im Getriebe und im öffentlichen Leben der Hauptstadt, und was sonst erwähnenswert scheint, in losem Zusammenhang vorzuführen.

Aus einem kurzen engen Gäßchen treten wir auf die Kojimachi-dōri, „Kojimachi-Durchfahrt“, eine der ältesten Straßen der Stadt. Hier drängt sich Ostliches und Westliches in hartem Nebeneinander und buntem Durcheinander. „Hei, Hei!“ ertönt der Ruf des flinken Wagenziehers ins dumpfe Surren der Straßenbahnmotoren; es knirscht die letzte Schicht der losen Riesdecke unter dem püssenden, quietschenden Automobil gerade wie ihre längst in den Boden gestampften Unterlagen es taten, als zur Tokugawazeit die Daimio-Prunkfuge sich darüber hinwegbewegten. Buntflatternde Kimonos neben dem steifen Inventar der europäischen Garderobe. Holzsandalen und Lackschuhe, Zylinder von heute und Damenfrisuren, die nach hundert Jahren noch nicht aus der Mode gekommen. Offene Basare, deren Inhalt: Fische, Gemüse, Kunstgegenstände, Nippesachen, Korbmaren, Küchengeräte, Handwerkszeug, auf schiefer Ebene in die Straße zu flutet droht. Daneben wohlverschlossene Schaufenster mit Uhren, Grammophonen, elektrischen Bedarfsartikeln, Modellen von Flugmaschinen. Groteske Ladenbilder mit schwungvollen Reihen chinesischer Hieroglyphen, teilweise dem westlichen Verständnis näher gebracht durch eingeschaltete lateinische Schriftproben und ein paar englische Brocken. Ein Dutzend japanischer Bretterhäuschen von verwittertem Dästergrau, dann eine europäische Hausfront mit glitzernden Fenstern und freundlich hellem Bewurf. Die festlich leuchtenden Papierlaternen gehen jetzt im heftigsten Winde nicht mehr aus. Den veralteten Kerzendocht hat seit geraumer Zeit die elektrische Glühlampe verdrängt.

Das sind so einige Zwitterblüten westöstlicher Kulturmischung, wie sie Kojimachi-dōri und die hauptsächlichen Verkehrsstraßen Tokios aufweisen. Aber noch gibt es unzählige Sträßchen und Gäßchen, in denen das echt japanische Leben in althergebrachter Eigenart pulsiert. Da rauscht und wuselt und flimmert und flattert es an dem staunenden Anfömmling vorüber, ein buntes Traumbild, eine fortgesetzte Theatervorstellung, wobei man sich nur wundert, daß sie es so ernst nehmen und daß unser unberufenes Erscheinen das Stück nicht in Unordnung bringt. Es klappt ja alles, wie es im Programm steht, wie man es als Kind im Bilderbuch geschnitten und lieb gewonnen. Da sind die emsigen Hausratierer in ihrem Element. Schnittblumen und blühende Reiser hat der eine seil, Fische,

Schalentiere, Oktopoden ein anderer, Töfу, einen gallertartigen, weißen Bohnenfäse, der dritte. In je zwei Körben oder Bütten oder Kästen schwankt die Last am knarrenden Tragholz. Im Eilschritt schreitet der Geschäftige dahin, von Zeit zu Zeit unartikulierte Gurgellaute hervorquetschend. Andere stoßen in ein verkürztes Nachtwächterhörnchen oder suchen durch irgend eine originelle Rappel-, Rassel- oder Klopfvorrichtung die Aufmerksamkeit der Anwohner auf ihr Dasein zu ziehen. Der Milchjunge, oft Universitätsstudent im Nebenfach, klirrt mit seinen leeren Flaschen um die Ecke. Der flinke Zeitungsverkäufer kennt nur Sturmschritt. Sein weithin schallendes gögai, gögai (Extrablatt), der Schellenbund am Gürtel, und vor allem der Stoß neuester Neuigkeiten unter dem Arm erzwingen ihm Interesse. Rasch drückt er einem Kunden den Zettel in die Hand, und weiter geht es, bevor die Sache kalt wird: gögai, gögai, klingkling, klingkling. Hier marschiert ein soldatisch gekleideter Patentmedizinverkäufer, die Harmonika bearbeitend, von einer Kinderschar begleitet, seiner Wege; dort umstehen andere kleine Schwarzlöpse einen alten Mann, der farbige Papiersächelchen zu vergeben hat. Jetzt ein zischender Dampfstrahl, und ein sadendünnner, ohrenzerreißender Pfiff entsteigt dem sonderbaren Gefährt des Pfeifenreinigers. Er betreibt sein Geschäft mit Dampf. Für ein paar Pfennige hält er inne und lässt den läuternden Strahl durchs belegte Rohr streichen. Hernach schmeckt's Peitschen wieder doppelt so gut. Und dort die Kirmes im kleinen, Bilder mit erschrecklichen Moritaten, Papiersähnchen, Trommelschläge und Trompetengeschmetter, sogar ein Kasperletheater, alles führt der Süßigkeitsverkäufer mit sich auf seinem zweirädrigen Schiebkarren. Ein Kreis andächtiger Gesichtchen umdrängt den Wunderkasten und seinen beneidenswerten Eigentümer, der so süß zu reden weiß und an die, die es sich leisten können, gegen schwere Kupfermünzen leuchtende braune Lutschlümchen verabfolgt. Mag auch ein daherkommender Sprengwagen seinen Inhalt teilweise auf die Kleider unachtsamer Besitzer ergießen, man lichtet, läuft auseinander, und gleich schließt sich wieder die Lücke. In all dem Trubel, bei den tausend Anlässen für Zusammenstöße, Verkehrsstockungen, Unrempelungen, Ausbrüchen von Ungeduld kein hartes Wort, immer derselbe unverwüstliche Humor. Kein Misston in dem fremdartig sprudelnden Leben. Und das soll die werktägliche, rauhantige Wirklichkeit sein?

\* \* \*

Nun haben wir die äußere Umwallung der kaiserlichen Hofburg erreicht. Der weitere Weg führt an der Außenseite des Schloßgrabens entlang, der hier, einem mäßigen Fluss vergleichbar, in weitem Bogen das bewaldete Schloßplateau schlüssig umgibt. Gerade dieses Stück scheint mir das anziehendste der ausgedehnten Befestigungsanlage zu sein. Eine wirkliche Sehenswürdigkeit, eine historische Idylle. Auf dem friedlichen Spiegel in der grünen Schlucht treiben Wasservögel ihr munteres Spiel. Und drüben, träumend von vergangener Macht, die altägyptische Umwallungsmauer auf der Höhe der Uferwand, über die ein wohlgepflegter Rasenteppich, unten abermals durch ein niedriges Mauerwerk

verbrämt, ins Wasser hinabgleitet. Junge Fichten, auf halber Höhe festgewurzelt, sind die einzigen Zeugen, daß das düstere Drohen der Zwingburg nicht mehr so ernst gemeint ist. Sie sollen nur da bleiben, denn sie geben dem Fall der glatten Böschung die nötige Verzögerung und bilden mit ihrem Spiegelbild im stillen Wasser und den wieder aufwärts strebenden Kronen den Übergang zu den alten Baumriesen auf der Rampe, die ihre grünen Fittiche schützend über die kommende Generation ausbreiten. Je mehr sich unser Weg senkt, um so stolzer hebt sich auf der Gegenseite die Brüstung der alten Tokugawaburg von der gemeinen Umgebung ab. Bald jedoch lenkt auch unser Nachbar in die Ebene ein. Statt der freundlichen Rasenbank steigt jetzt troßig und unvermittelt eine zyklopische Mauer vor uns auf. Rechts dagegen schaut's schon ganz modern drein. Die zierlichen Fassaden der neuen Justizgebäude erinnern an bekannte Motive heimatlicher Bauart. Eine breite, aber menschenleere Straße kommt auf uns zu, setzt sich über die hübsche Brücke fort, die hier über den Schloßgraben führt, und mündet in die *Sakura-da-mon* (Kirschfeldtor) genannte Bresche der Schloßmauer. Es ist nur das äußere Tor. Das Haupt- und innere Tor liegt weiter zurück und ist rechtwinklig dazu gestellt, ein wahrer Engpaß mit hausartigem, weißgetünchtem Überbau, der früher zu Verteidigungszwecken diente. Dieser Durchgang wurde im Falle des Angriffs durch massive Torflügel verschlossen, und der Feind, der das erste Tor erbrochen und nun weiterdrängte, fand sich in dem engen viereckigen Raum zwischen beiden Toren in einer Falle, den Geschossen der Verteidiger widerstandslos ausgesetzt. Die noch vorhandenen Doppeltore dieser Art bilden mit ihren oft mehrstöckigen und mehrdachigen Verteidigungstürmen eine fremdartige Bierre der romantischen Ummauung.

Heute hat sich am *Sakura-da-Tor* eine große Menge Volkes eingefunden. Um 2 Uhr ist Aussahrt. Überall Schuhleute zu Fuß, zu Pferd, damit ja nichts Unpassendes vorkomme. Das Verhalten des Publikums ist bei solcher Gelegenheit durchaus verschieden von dem unsrigen. Doch still; der Kaiser kommt. Ein bedeutungsvoller Wink fliegt die dunkeln Reihen entlang. Letzes Rascheln vor der Windstille. Auf der Brücke erscheint hoch zu Ross ein Lakai — Pause — eine Kavallerie-Eskorte sprengt aus dem Tor — die Hüte herunter! Eine Frau neben mir, deren Säugling gerade zu gurren anfängt, gerät in große Bestürzung und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß sie dem Kleinen die Lippen zusammenpreßt. Jetzt sind sie schon vorüber, die kaiserlichen Lanzenträger. Es folgt die Kaiserstandarte: Goldene Chrysanthemumblüte auf Goldbrotat. Die kaiserliche Equipage — S. Majestät in einfacher, hellgrauer Offiziersuniform. Ehrfurchtsvoll verneigen sich die dichten Reihen. Kein Hurra, kein Jubel, kein Gruß aus dem Volke, kein Gegengruß aus dem Wagen. Allseitig andächtige, weihevolle Stimmung wie beim Gottesdienst, so erfordert es die Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät.

Und nun ein Wort über die unscheinbaren, schmächtigen Kerlchen — Pardon! die hochverdienten Hüter der Ordnung, die man bei solchen Anlässen des näheren studieren kann. Bei all ihren menschlichen Unvollkommenheiten, die sich meiner Kenntnis entziehen, scheinen sie mir in manchen polizeilichen Stücken schlechthin

vorbildlich. Im ungezwungensten „Röhrt euch!“ stehen sie auf ihrem Posten, die Menge mit einem Wink der Hand regierend. Selbstbeherrschung, eisige Gelassenheit zeichnet sie aus, durch die aber so was wie Stahl durchblitzt, an dem man sich schneiden kann. Im regelrechten Dienst gehören immer drei zusammen. Der eine steht bei dem weißen Wachhäuschen an der Straßenecke auf Posten, der zweite, „O=mawari=san“, der „verehrte, die Runde machende Herr“, geht das dazu gehörige Revier ab, der dritte ruht sich aus. Alle acht Stunden wechseln sie, und dabei gedeiht die öffentliche Ordnung vorzüglich. Sehr selten gibt’s einen wirklichen Zusammenstoß, und immer nur mit dem haupiästidischen Mob. Am nächsten Tage streiten sich dann die Zeitungen, wie der Kravall hätte vermieden werden können.

Der Schloßplatz, zu dem wir durch das *Sakura=da*-Tor gelangen, besteht in einer parkartigen, ermüdend weitläufigen Fläche, deren Mitte die übermäßig breite Kiesbestreute Auffahrt einnimmt. Dort, wo wir das Schloß erwarten als Mittelpunkt und Abschluß des Ganzen, erhebt sich wieder eine waldgekrönte Terrasse mit hochgelegenen Toreingängen und den malerischen, weißgetünchten Wachtürmen. Auch einige Dächer erscheinen im Kränz der vorderen Baumreihe, aber nichts Schloßartiges. Bis zur *Riju*-Brücke vor der linken Einfahrt dürfen wir uns wagen. Das übrige läßt sich nur im Geiste ausmalen: die Gärten und Teiche des inneren Schloßbezirks, Hügel, Wiesen, Felsgruppen mit künstlichen Wassersäulen, uralte Baumriesen, Wolken von Kirschblüten und kaiserlicher Frühlingssonnenschein; und in solcher Umrahmung ernst, vornehm, prunklos, im strengen altjapanischen Baustil gehalten, aber aus dem edelsten und dauerhaftesten Holze mit unendlicher Sorgfalt zusammengesetzt, das kaiserliche Residenzschloß. Dafür erschließt sich um so mehr im Innern die fürstliche Pracht. Schon die Empfangsräume, so erzählt man, glitzern feenhaft von all dem Spiegelglas, das hier als Ersatz für Seidenpapier bei den tausend und mehr Füllungen der verschiebbaren Wandgitter (*shoji*) zur Verwendung kommt. In der Ausschmückung der Decken, Simse, Pfeiler und Wandflächen hat das japanische Kunstgewerbe sein Bestes geleistet. Holzschnitzereien, Lackarbeiten, Wandteppiche, Seide, Brokatgewebe, alles von unübertrefflicher Güte, von wundervoller Ausführung im einzelnen und von bestrickender Harmonie in der Gesamtwirkung. Das Prunkstück des Ganzen soll der Banketthalle sein, von dessen geschmackvoll gegliederter Decke, einer Fläche von 450 qm, ein Regen von Gold und Farbenpracht herniederrauscht, während die weiten Wandflächen im zartesten Schmelz kostbarer Seidengewebe erstrahlen. Bezeichnend für die japanische Eigenart ist die Tatsache, daß, während die edle Pracht in den mehr für die Öffentlichkeit bestimmten Räumen nur bei der Grenze des Könnens halt zu machen scheint, die kaiserlichen Privatgemächer durch den strengen schmucklosen Stil der Schinto-Architektur sich auszeichnen.

Der weite Schloßhof, auf dem wir stehen, und was davor und was nach Süden liegt, war zur *Totugawa*-Zeit mit *Daimio*-Wohnungen erfüllt. Der neue Kurs fegte sie weg. Jahrrelang lag die Gegend verödet. Wo das Unkraut am üppigsten schoß, die Wassertümpel sich am behaglichsten sonnten und verwilderte

Hunde ihr Unwesen trieben, erstand der schöne Hibivapark. Jetzt kann man sich dort im wonnigen Mai zwischen rotglühenden Azaleenbüschchen ergehen, an heißen Sommernachmittagen klassischer Orchestermusik lauschen oder nebenan dem amerikanischen Baseballspiel der Studenten zusehen, auch wohl mal im Winter in Gefahr geraten, bei einer polizeilich unterdrückten Protestversammlung des politisierenden Jungjapan so oder so eine Erinnerung mit heimzubringen.

Recht imposante Bauten, die jeder europäischen Großstadt zur Zierde gereichen würden, sind schon in der Nähe des Parkes emporgewachsen. Andere sollen folgen. Erwähnung verdient der weiter östlich gelegene mächtige Neubau des Zentralbahnhofs, dessen Eröffnung die Schleusen des Verkehrs in diesen noch vielfach brachliegenden Stadtteil leiten und der Bautätigkeit nicht wenig förderlich sein dürfte.

Hier befinden wir uns bereits in der Unterstadt, auf dem flachen, seichten Ufergelände des Sumidaflusses, das, von dem eben erwähnten häuserarmen Ostdistrikt Kojimachi abgesehen, die dichtbevölkertsten und regstamsten Bezirke Tokios umfaßt. Der Unterschied tritt bald zu Tage. Es geht nicht mehr auf und ab. Statt der baumreichen Residenzgärten, der grünen Abhänge und schattigen Hohlwege ein engmaschiges Netz gleichartiger grauer Häuserreihen, durchwoben von zahlreichen breiten und schmalen Kanälen. Zur Verschönerung tragen sie wenig bei, diese geradlinigen, zwischen düstern Warenhäusern, grauen Ufermauern, verwitterten Bretterwänden träge daherschleichenden schlammigen Wasser, wenn auch die langen Reihen schwer belasteter Barken, die zahlreichen Brücken und Stege ein neues Motiv ins nüchterne Stadtbild fügen. Hier pulsirt japanisches Geschäftsleben in allen seinen Phasen vom blühenden Großhandel bis zum armseligen Pfennigverschleiß. Hier liegen die meilenlangen Geschäfts- und Verkehrsadern der Stadt, Ginza-dōri an der Spitze mit ihren europäischen Großbauten, den hohen Schaufenstern, den geschmacvollen Auslagen aller denkbaren Warengattungen. Wenn ein Artikel sonst nirgends zu haben ist, dann gilt als letzter Rat: Gehen Sie einmal nach Ginza. Die Preise sind auch danach.

Wie nicht anders zu erwarten, macht sich in den überbauten Stadtteilen der Sumidaebene die Armut stellenweise mehr bemerkbar als anderswo, jedoch von sog. „Slums“ ist auch hier nicht die Rede. Arm ist hier nicht gleichbedeutend mit verrufen, Armut nicht mit Schmutz, Lumpen, zerfallenen Wohnungen, lichtscheuem Gesindel. Bettler sind es nicht, die in den engen, dumpfen Gäßchen ihr Dasein fristen, sondern Leute, die, mit wenig zufrieden, sich das Wenige im Schweize ihres Angesichts von Tag zu Tag erarbeiten. Ohne Gefahr angefallen oder auch nur belästigt zu werden, kann selbst ein des Landes unkundiger ohne Begleiter zwischen den zusammengepferchten Baracken, den weit offenstehenden dunklen Wohnkammern einherwandeln. Er ist höchstens erstaunt ob der verhältnismäßigen Ordnung und Steinlichkeit, die da herrscht, dem zufriedenen Gesichtsausdruck der Anwohner, der muntern, alles überflutenden Kinderschar. Allerdings sind diese Quartiere ein wenig berüchtigt wegen der nicht selten dort ausbrechenden Epidemien, die aber, dank der schneidigen Gesundheitspolizei und einem rücksichtslosen Vertiligungsfeldzug gegen das unzählige Volk der Kanalratten, für gewöhnlich im Keime erstickt werden.

Bei dieser Gelegenheit verdient noch hervorgehoben zu werden, wie verschwindend wenig von all dem physischen, sozialen und moralischen Elend, das naturgemäß hinter der Zweimillionenzahl stecken muß, an der Oberfläche des gewaltigen Menschenmeeres uns sichtbar entgegentritt. Man darf wohl dreist behaupten, daß in dieser Beziehung Tokio eine lobenswerte Ausnahmestellung unter den Millionenstädten der Welt einnimmt. Das verdient um so mehr Anerkennung, als dem Anschein nach die weniger bemittelten Klassen ungleich stärker vertreten sind als in amerikanischen und europäischen Großstädten. Hier herrscht noch nicht in dem Maße der schroffe Gegensatz zwischen bitterer Armut und prozenhaftem Wohlleben wie in westlichen Städten von annähernd derselben Größe. Ernährungs- und Wohnungsbedürfnisse sind nicht wesentlich verschieden für arm und reich. Der „erhabene kaiserliche Reis“ wird nach demselben Rezept gekocht wie der für den letzten Ritschazieher. Die Matten der Reichen sind nicht weicher als die der Armen. Die japanische Kleidung hat denselben Schnitt, dieselben Bestandteile für den Millionär und den Tagelöhner. Es gibt wohl ein kostbarer oder Wohlfeiler, ein Feiner oder Gröber, ein Mehr oder Weniger; aber Extreme, wie sie sich im westlichen Volksleben entwickelt haben, kennt die japanische Lebensart noch nicht. Noch nicht; denn leider beginnt auch hier schon der Luxus die Kluft zwischen arm und reich bedenklich zu erweitern.

Im Sommer erscheinen wohl die gewöhnlichen Handwerker und Kulis bei der Arbeit in einem uns ungewohnten Minimum von Kleideraufwand — aus Bequemlichkeit; europäische Kleidungsstücke erfahren bei ebenderselben Volksklasse nicht immer die einer deutschen Hausfrau nötig erscheinende Ausbesserung — aus Mangel an Vertrautheit mit dem Gegenstand. Aber zerrissene Kimonos, nein. Dazu versteht sich denn doch die japanische Penelope zu gut auf den Gebrauch von Nadel und Zwirn. Lehrreich ist ein Blick in die erste beste Volkschule. Wenn man sie daszügen sieht, die schwarzäugigen Reihen properer, niedlicher Püppchen, alle in schmucken Kattunkleidchen, so sollte man nicht meinen, daß hier überhaupt gesellschaftliche Unterschiede beständen. Und so frisch, gesund und wohlgenährt schauen sie alle drein! Da, es steht fest, daß der Gesundheitszustand gerade in den von den ärmeren Klassen besuchten Schulen am wenigsten zu wünschen übrig läßt. Ältere Kinder, die zu Hause mitanpacken müssen oder als Lehrlinge, Wagenzieher und Laufjungen sich viel in der frischen Luft bewegen, stroßen oft von Gesundheit und haben ein paar Backen, daß sie ein Posaunenengel beneiden müßte.

Abgesehen von den melodischen Rufen der Haußierer, dem rhythmischen Sing-Sang, mit dem die Kulis sich die Arbeit erleichtern, dem mutwilligen Singen und Lärm spielen Kinder ersreut sich das Straßenleben einer für orientalische Verhältnisse lobenswerten Stille und Eingezogenheit. Lautes Singen, Gejohle, Lärm des Lärms wegen ist verpönt; Fluchen unerhört. Von den widerlichen Erscheinungen der Trunksucht bleibt die Öffentlichkeit ebenso verschont wie von Verstößen gegen die gute Sitte. Mag das Privatleben sein wie es will, von gewissen, hinlänglich bekannten und von anständigen Menschen gemiedenen Quartieren abgesehen, bemerkt man auf offener Straße nichts, weder Blicke noch Gebärden noch Reden, die entfernt unslautere Absichten oder Gesinnungen verrieten

An den Auslagen der Buch- und Bilderläden kann jedes christliche Kind ohne Gefahr stehen bleiben und sich erfreuen.

Aber prüfe sind die Japaner nicht. In manchen Dingen, besonders was das schicke Maß der Körperbedeckung betrifft, geht ihre naive Weitherzigkeit nahe bis an die Grenzen, vielleicht manchmal darüber hinaus. Zu ihrer Entschuldigung verdient hervorgehoben zu werden, daß sittenstrenges Japaner, durch Herkommen und Erziehung an vieles gewöhnt, nicht so sehr an einer objektiven Sache Anstoß nehmen, als vielmehr an der sich dabei offenbarenden bösen Absicht und gemeinen Nebengedanken, an allem, was man als bewußt Verführerisch bezeichnen könnte.

Alles in allem darf man also mit Tokio zufrieden sein. Und hat auch der Fremde aus dem Westen Kleinigkeiten auszusehen, wie da sind die oft sehr zu dringliche Neugierde der weniger gebildeten Klasse, das ständige Ausweichen in den engen bürgersteiglosen Straßen, die offenen Abzugsrinnen, die peinigenden Kiesel, die überfüllten Straßenbahnwagen und anderes mehr, so ist Tokio doch ein recht wohnliches Fleckchen Erde, wo sich's leben lässt, auch wenn Kirschblüten des Frühlings wellen und das Ahornglühnen im Herbst erlischt.

Wie schnell und nachhaltig sich eine moderne Errungenschaft in die alt-japanische Umgebung hineinpaßt, ja volkstümlich wird und die Lebensverhältnisse durchgreifend beeinflußt, das mag uns die Straßenbahn zeigen. Vor zehn Jahren wurden die ersten Probefahrten auf der Ginza-dōri veranstaltet, und heute läuft die Elektrische auf allen wichtigen Straßen der Stadt in einer Gesamtlänge von 220 km. Weitere 150 km sind geplant und zum Teil bereits in Angriff genommen. Über 1000 Wagen sind im Betrieb. Die Höchstzahl der an einem Tage beförderten Personen hat kürzlich die Million überschritten. Ganz abgesehen von der billigen Fahrelegentheit, die dem einzelnen zugute kommt, vom Ministerialbeamten und Offizier bis zur armen Tagelöhnerin, ist die Stadt als solche der neuen Einrichtung zu unsterblichem Dank verpflichtet. Hat sie doch Licht und Lust gebracht, geradlinige Verkehrswege und eine willkommene Übersichtlichkeit geschaffen. In die alten engen Gäßchen paßt eine Elektrische gerade so wenig wie ein Bernhardiner in eine Puppenstube. Es mußte Raum geschaffen werden. Und das geht hier sehr einfach. Eines schönen Tages wird die rechte oder linke Häuserfront ins zweite Glied kommandiert, die Gosse verlegt, und alles ist für den Eindringling bereit. Zur Verschönerung der Straße pflanzt man dann noch zu beiden Seiten junge Bäumchen: Ginko, Ahorn, Kirschbäume und dergleichen, und Tokio wundert sich, daß es von Jahr zu Jahr hübscher und wohnlicher wird.

Wer es nicht glauben will, wie zähe die Stadtbevölkerung nun schon an der praktischen Einrichtung „hängt“, der komme um 6 Uhr abends an eines der vielen Verkehrscentren und schaue sich die dunkeln Immenschwärme an, die bis hinten aufs Trittbretth herunterhängen, und die übrigen, die einen überfüllten Wagen nach dem andern ratlos umdrängen. Und das sind noch die glücklichsten. Denn die dadrinnen hatten große Not, hinein-, und noch größere, herauszukommen. Mō shōshō naka ye negaimasu — „Schon noch ein bißchen mehr nach der Mitte hin, bitte“, ist das ständige Flehen des unermüdlichen Männchens mit der

großen Ledertasche; dazwischen Ankündigung der Halteplätze, z. B. in der Nähe unserer Anstalt: Yotsu-ya mi-tsuke de gosaimasu, d. i. ethnologisch genau: „Viertäler Ausschau seind ist Ihr hehrer Sit“, will aber nur besagen: „Das ist jetzt Yotsu (vier) ya (Täler) mi-tsuke (Ausschau)“, womit noch heute die Bresche in der Ummwallung bezeichnet wird, wo früher ein Wachturm stand.

\* \* \*

Sollten wir es nicht einmal mit der billigen Fahrglegenheit versuchen, um vom „Blitzwagen“ aus (das bedeutet das japanische Wort Den-sha) noch einige Sehenswürdigkeiten, wenn auch nur ganz oben hin, kennen zu lernen?

Bei der Sonnenaufgangbrücke steigen wir ein. Es ist eine von den vielen Kanalbrücken, die Nihon-bashi, aber allbekannt im ganzen Lande. Hier endigen die großen Heerstraßen, von hier werden die Entferungen gemessen. Der gleichnamige Stadtbezirk ist das kommerzielle Zentrum von Tokio. Die Fische des Wassers sind hier am billigsten zu haben, aber das Land am teuersten. Bis gegen 2000 Mark kostet das Quadratmeter. Nach Südosten geht es über den 300 m breiten Sumida in den Bezirk Fukagawa, Tokios Venedig, von zahllosen Kanälen, rechteckigen Teichen und Lagunen durchsetzt. Statt zierlicher Gondeln träge Oschunken, die auf die nächste Flut warten, und Holz, viel Holz; denn das ist der Haupthandelsartikel von Fukagawa.

Zurück auf der Ryōgoku-bashi nach Asakusa. Asakusa ist ein anderer Stadtbezirk, der volkreichste von allen. Aber nicht daran denkt der Tokioer Bürger, wenn ihm von ungefähr der Name zugerufen wird. Asakusa ist für ihn die große, immerwährende Kirmes, die bei dem alten Gwannontempel im Schatten prächtiger Ginkoriesen und im weiten Umkreis darüber hinaus abgehalten wird. Wer die Volksseele in ihrem Drang nach Glückseligkeit studieren will, der mische sich unter die wogende Menge, die den alten Tempel, die Jahrmarktsbuden, die langen bildenreichen Theaterreihen und all die tausend Wunderdinge staunend, suchend, befriedigt, enttäuscht umdrängt. Bis in den Tempel hinein geht das bunte Treiben. Bonzen verkaufen Amulette und Zettel mit Zaubersprüchen. Neugierige stehen umher und gaffen. Tauben und Spatzen haben im Gebälk eine Freistatt gefunden. Auch buddhistische Pilger sind da, die Göttin der Barmherzigkeit zu verehren. Sie klatschen, falten die Hände zum Gebet und werfen nach verrichteter Andacht Kupfermünzen aus zwei, drei Schritt Entfernung auf den Rost des meterhohen und doppelt so breiten „Opferstodes“.

Weiter in derselben Richtung nach Westen bringt uns die Bahn in die Nähe des größten Parks von Tokio. Ueno heißt das geräumige Plateau, auf dem so ungefähr alles vereinigt ist, was dem edleren Menschen Genuss und Abspaltung verschaffen kann; für den Naturfreund: alte Baumriesen, schattige Spaziergänge, Wolken von Kirschblüten im Frühling und ein See von wogenden Lotuspflanzen im Sommer; für den Gelehrten, Lernbegierigen, Geschichtsjünger: Tempel und Schogungräber aus der Tokugawazeit, Bibliothek, Museen, Kunsthäuser, der Zoologische Garten und immer eine oder die andere Spezialausstellung.

Fast unmittelbar daneben, im Stadtteil Hongo, erhebt sich auf weitem Plan eine weniger anspruchsvolle Gruppe typischer Schulgebäude. Es ist die kaiserliche

Universität, der Brennpunkt japanischen Geisteslebens, in der die ausserlesenen Lehrkräfte des Landes einer Elite von 5000 Studenten die Schätze des modernsten Wissens vermitteln.

Rückwärts in südöstlicher Richtung führt uns die Elektrische in das Verkehrszentrum Kanda und von da hinauf zum Kudanhügel, zum ersten und offiziellen Schintoheiligtum der Stadt. Wir überschreiten den denkmalgeschmückten Platz, bewundern die gewaltigen Dimensionen des Bronze-Torii, jener jochartigen, alleinstehenden Torumrahmung, welche für den Schintokult charakteristisch ist, und stehen vor einem tief herabsinkenden Tempeldach, dessen First mit goldenen Rosetten verziert ist. Das Tempelinnere, zu dem mehrere Stufen hinaufführen, berührt uns frostig kahl. Kein gewundenes Schnitzwerk, kein blinkendes Metall, kein bunter Farbenschmuck unterbricht die weite Leere. Besser konnte man das Wesen der Schintoreligion nicht symbolisieren. Auf das wichtige Woher und Wohin keine Antwort; statt einer ausgebildeten Sittenlehre die Mahnung: Ehre Götter und Ahnen und gehorche den Erlassen des Mikado; für das übrige sorgt die gesunde Vernunft. Dem Ahnenkult ist daher auch der Schōkonscha, der „Geister anrufende Tempel“ auf Kudan gewidmet. Die Namen der Tapfern alle, die seit Beginn der Meiji-Ära im Dienste des Mikado gefallen, werden hier von Regierungs wegen durch Darbringung von Opfergaben nach einem althergebrachten Ritus geehrt. Die Hauptgedächtnisfeier findet zweimal im Jahre statt. Dann erscheinen hier die Spitzen der Behörden in Galauniform. Die höchsten Offiziere und ein Prinz in Vertretung des Kaisers bekunden ihren Patriotismus durch ihre Teilnahme. Turmhoch wachsen dann die Opfergaben: Körbe und Kisten mit Obst, Gemüse und Fischen, Fässer vom edelsten Saké und gewaltige Plätze aus Klebreis. Draußen amüsiert sich das Volk nach echt japanischem Brauch. Ringkämpfe finden statt, Feuerwerk wird abgebrannt, und auf dem großen Platz vor dem Tempelhof wuselt es von morgens bis abends um die Schau- und Verkaufsbuden des großen Jahrmarkts von Kudan.

Und dann das Gegenstück zum kahlen und nüchternen Schintotempel, das buddhistische Heiligtum Tokios im Stadtbezirk Schiba: Sojōji. In den zahlreichen Bauwerken dieses Tempelkomplexes tritt uns die höchste Entfaltung des buddhistischen Stiles entgegen. Zwar ist der Haupttempel vor Jahren ein Raub der Flammen geworden und seitdem nicht wieder aufgebaut, aber was noch steht, besonders die Mausoleen der Tokugawa-Schogune, geben uns eine Idee von dem, was der buddhistische Künstler, unterstützt von einem allmächtigen Mäzen, zu leisten imstande war. Blendende Pracht an Gold und Farben und wunderbarem Schnitzwerk empfängt den Besucher. Es lebt und rauscht und flammt vor uns auf wie im Traumland eines Märchens, echt orientalische sinnenbefriedigende Schönheit, der Glanz des Tokugawageschlechtes in der Halle der Toten.

Es ist die zweite Sehenswürdigkeit von Tokio. Sie soll unsere Rundfahrt beenden. Im schattigen Tempelhain unter dem Grün der träumenden Kryptomerien möchten wir ausruhen und all die wechselnden Eindrücke zu einem Bilde gestalten, und das Bild heißt: Tokio.

Fritz Hillig S. J.